

Das Meerfräulein.

Weit draußen am Gestade der Ostsee, wo schimmernd-weiße Kreidefelsen in den sonnendurchglühten Aether emporragen, lebte vor viel hundert Jahren ein schlichtes Fischerpaar in bitterer Armut. Das fleißige Weib fügte sich willig darein, denn es kannte ja nichts Besseres als das karge Genügen des Sommers, des Winters Not und Sorge. Der Mann aber, der auch von früh bis spät die sehnigen Fäuste regte, gewahrte wohl ab und zu, wenn der Sturm eines Schiffes zertrümmerten Kumpf an den Strand warf, etwas vom Reichthum anderer Völker und Länder, wo stolze Paläste stehen, statt schlechtgefügter Fischerhütten, die eine Springflut hinwegfegen kann mit gewaltiger Faust. Da begann Unzufriedenheit in seinem Herzen zu wühlen, zumal wenn der Winter ihn in die rauchgeschwärzte Stube bannte, und dicke Nebel brauten über der bleigrauen Wasserfläche, also daß man kaum schattenhaft wie ein Gespenst hin und wieder ein Schiff vorübergleiten sah. Das trug wohl auch ungemessene Märchenschätze über die türkische Flut und streute sie Glücklicheren in den Schoß, die nicht zu darben brauchten, wie er und sein Weib.

Mit dem ersten Frühlingssonnenstrahl zog der wetterharte Fischer aber auch schon wieder hinaus, sein Netz auszuwerfen, und ehe des Mondes Silberschifflein durchs dunkelnde Blau dahinglitt, kehrte er gewiß nicht heim, ja, das bescheidene Mittagsbrot, das im Schatten des Kreidefelsens seiner harnte, vergaß er nur allzuoft über der Hast des Erwerbes. Mahnte ihn alsdann zu vorgerückter Abendstunde der Hunger an seine Versäumnis, siehe, da fehlte wohl ab und zu das Stücklein geräucherten Specks,